

Illustriertes Unterhaltungsblatt

Wöchentliche Beilage zur
Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

1901. ✱ № 35.

Ums Geld.

Roman von **Gustav Johannes Krauß.**

(Fortsetzung.)

21. (Nachdruck verboten.)

Vierzehn Tage später reiste das Ehepaar Hohenberger ab.

Die Gesellschafterin war mit einer Entschädigung fortgeschickt worden, die Dienerschaft blieb. Nur seinen Kammerdiener nahm Hohenberger mit, dessen Dienste er nicht entbehren konnte, Eva ihr Zöfchen aus Grundsatz. Was der Mann sich leistete, beanspruchte sie auch. Die anderen blieben einfach zu Hause. Die Wohnung und die Pferde mußten ja doch in Ordnung gehalten werden. Man hätte vielleicht ein Stubenmädchen und einen Diener entlassen können, aber das schien Eva nicht der Mühe wert, so sehr Rudi dazu geneigt schien. Das bißchen mehr oder weniger kam nicht in Betracht, und wenn ihrs einfiel, nach Wien zurückzukehren, fand sie wenigstens den Haushalt so vor, daß sie nur die Zügel zu ergreifen brauchte und der Wagen wieder weiterrollte, als wäre er nie stehen geblieben.

Sie fuhren zunächst nach dem Salzkammergut und zogen dort von einem der reizenden Orte zum anderen. Ueberall erregte das ungleiche Paar, das im Stile amerikanischer Nabobs mit Dienerschaft reiste, die allgemeine Aufmerksamkeit, und alle Hälse reckten sich, wenn die stolze, schöne Eva auf der Promenade oder an der Table d'hote erschien, an der zu speisen sich Hohenberger freilich nur sehr selten herbeiließ. Seine Frau mußte die Leute, mit denen sie so gerne gelacht und geplaudert hätte, ebenso durch das Fernrohr beobachten wie die hohen Berge, auf die sie gar zu gerne hinaufgeklettert wäre. Rudi haßte aber Bergtouren, zu denen er nicht mehr fähig war, und allein ließ er sie nicht gehen. Sie, die alle beherzte, allein mit dem Führer, allen möglichen Begegnungen ausgesetzt — schon der Gedanke daran ließ Herrn Hohenbergers gefärbtes Haar zum zweitenmal grau werden.

Eva behandelte ihn trotz dieser Schrullen gut. Sie hatte ihm das ja versprochen, im Falle er mit ihr auf Reisen ginge, und sie hielt Wort. In allen Sommerfrischen und Badeorten, in denen sie sich vorübergehend aufhielten, wunderte sich das Publikum über die Liebe, mit der diese schöne junge Frau ihren alten, widerlichen, geckenhaften Gatten behandelte. Alle zur Kur anwesenden alten Junggesellen bekamen vom Anblick des reizenden Bildes Heiratsgedanken. Sowie aber etliche von den Herren Lust bezeigten, sich die köstliche Idylle aus der Nähe anzusehen, reiste Hohenberger plötzlich weiter. — Auf diese Weise hatten sie so ziemlich alle bedeutenderen Orte des Salzkammergutes berührt und waren endlich über Reichenhall und Berchtesgaden nach München gelangt. In diese „fürchterlich unsolide, von Malern und ähnlichem Kunstgesindel wimmelnde" Stadt hatte Rudi gar nicht recht hineingewollt. Aber Evas Wille war wie immer der stärkere.

So saßen sie denn drei Wochen in einer der zahlreichen Fremdenpensionen, und Hohenberger mußte mit seiner Frau Tag um Tag die Galerien und Sammlungen abtraben. Pinakothek, Glyptothek, Maximilianeum, Schack'sche Galerie, Glaspalast, Sezession — es war schauderhaft! Bilder, Bilder, Bilder und wieder Bilder, dazwischen Statuen und abends Theater. Was für Riesenportionen von Kunstgenüssen Eva vertragen konnte! Wie sie nur dazu kam? Sollte sie doch an jenen Windhund von Maler denken, und weil sie ihn nicht haben konnte, sich mit seiner Kunst befassen?

Als er einmal schon ganz wild war vor lauter Bilderbesehen und ihn die Beine von dem vielen Umherstehen fürchterlich schmerzten, machte der mißvergnügte Mann eine derartige Andeutung. Eva brauste entsetzlich auf, und das Ergebnis war, daß Rudolf seine Zustimmung dazu geben mußte, den Herbst in Venedig zu verbringen, vor dem er jetzt einen wahren Abscheu hatte, weil es dort erstens so viel Kunst und Künstler gab, noch mehr als in München, und zweitens die aus den zahllosen Kanälen aufsteigende feuchte Luft doch äußerst ungesund sein mußte, namentlich für Leute, die zum Rheumatismus neigten. Aber was wollte er



Das Eisenbahnunglück auf der Station St. Johann bei Basel. (S. 276)
Nach einer Photographie von Kling-Jenni in Basel.

thun? Er hatte Eva wieder einmal geärgert, wie er selbst zugeben mußte, vollständig unberechtigterweise; das mußte gebüßt und wieder gut gemacht werden. Also in Gottes Namen nach Venedig!

Ende September wollten sie hinreisen. Sie fuhren aber schon am achtzehnten. Und das kam so.

Evas Lieblinge unter den Gemäldesammlungen der Isarstadt waren die berühmten fünf Murillos in der alten Pinakothek, vor denen sie stundenlang sitzen konnte. Das bewies nur, daß sich ihr Kunstverständnis, das sie aus dem elterlichen Hause wahrhaftig nicht mitgebracht hatte, merkwürdig rasch entwickelt hatte.

So weit hätte Rudi ja gegen diese Narrheit seiner Frau nichts sagen können. Wenn sie schon Bilder ansehen mußten, so war es ja gut, wenn sie solche ansahen, mit deren genauer Kenntnis Frau Eva dann in geeigneter Gesellschaft von würdigen alten Herren oder vornehmen Damen Ehre einlegen konnte. Nur hockte in jenem Saale immer ein malender Jüngling, offenbar ein Engländer, und kopierte eines der Bilder. Sowie aber Eva den Saal betrat, ließ der Kerl den Pinsel ruhen und gaffte die schöne Frau an, wobei er seine wasserblauen Augen in der lächerlichsten Weise aufriß.

Hohenberger ärgerte sich schmählich über den Bengel. Und als hätte der junge Mann den Unwillen bemerkt, den er in dem Gatten der schönen Frau erregt hatte, malte er eines Morgens ruhig weiter, obwohl Eva in seiner Nähe saß; nur von Zeit zu Zeit blickte er sie verstohlen an.

Hohenberger wußte nicht, was er denken sollte. War der Jüngling zum Bewußtsein seines unpassenden Betragens gekommen und suchte es wieder gut zu machen? Das sah einem jungen Herrn, der sich in eine schöne Frau vergafft hatte, ziemlich unähnlich. Was war also da los?

Ein plötzlich aufsteigender Verdacht ließ Hohenberger den jungen Maler von rückwärts beschleichen, wie sich der Jäger an sein Wild heranpirscht. Als er nahe genug war, trat er rasch vor und warf einen Blick auf die Leinwand.

Da hatte er's. Evas leibhaftiges Gesicht! Zwar noch äußerst verwischt und merkwürdig in der Farbe, der Mund ein roter Klecks, die Wangen bläulich-gelblich-rötlich, die Haare ähnlich einer braunlackierten schmiedeeisernen Krone, kurz, wie eine Farbenskizze im ersten, gröbsten Stadium ihrer Entwickelung eben aussieht. Aber es waren doch unverkennbar Evas Züge.

Im ersten Augenblick wandelte es Rudolf an, dem unberufenen Maler eines ins Genick zu geben, daß er mit dem Sommersprossengesicht auf sein GekleckS flöge und es verwische. Dann fiel ihm aber noch zur rechten Zeit ein, daß die Engländer von Kindesbeinen an die Kunst des Boxens üben und darin allen anderen Völkern weitaus überlegen sind. Diese Erwägung ließ ihn seine Rachegelüste bezähmen. Er that dem Maler nichts und eilte dafür zu seiner Frau.

„Gehen wir!“ raunte er Eva mit vor Wut zitternder Stimme zu.

„Noch ein bißchen,“ bat sie.

„Nein, gehen wir gleich!“ drängte er eigensinnig. Dann fürchtete er, wieder ihren Trotz hervorgerufen zu haben, und fügte die Ausrede hinzu: „Ich hab' solchen Hunger.“

Das war nun ein Grund, der jede Widerrede Evas abschnitt. Hohenbergers Magen war seit einiger Zeit nicht mehr in Ordnung, und der Arzt hatte ihm empfohlen, lieber keine regelmäßigen Mahlzeiten zu halten, bei denen er Vorrat für ein paar Stunden essen müsse, sondern statt dessen eine Kleinigkeit zu sich zu nehmen, so oft der Appetit sich rege. —

Als sie im nächsten Restaurant bei einem leichten Frühstück saßen, sagte Hohenberger: „Du — in die Pinakothek geh' ich nicht mehr.“

„Warum nicht?“ fragte Eva verwundert.

„Ich . . . ich . . . mir ist's schon langweilig.“

„So nimm dir eine Zeitung mit.“

„So?“ fuhr es dem ärgerlichen Manne heraus. „Ich soll dasitzen und Zeitung lesen, währenddem der unverschämte Engländer dich abmalt?“

Eva lächelte. Jetzt war ihr der plötzliche Hunger vorhin, der ebenso rasch wieder vergangen war, denn Rudi stocherte nur an seinem Kotelett herum, aß aber kaum einen Bissen, auf einmal verständlich. Aber sie achtete nicht weiter darauf; diese Sachen war sie nun schon gewöhnt. Dafür interessierte sie's, von ihrem neuesten Anbeter zu hören, den sie gar nicht bemerkt hatte.

„Mich hat einer gemalt?“ fragte sie.

Hohenberger murrte unzufrieden vor sich



Prinz Tschun. (S. 276)

hin. Er hatte wieder eine Dummheit begangen, indem er gemeint, Eva sei mit dem frechen Burschen einverstanden. Nun sah er an ihrem erstaunten Gesicht, daß sie von gar nichts wußte.

„Na ja,“ sagte er kleinlaut; „der Engländer, der den Murillo kopiert hat. Ich hab' mich schon immer über ihn geärgert, weil er nicht gemalt hat, wenn wir im Saal waren, sondern nur immer dich ang'schaut. Heut' schmiert er auf einmal wie verrückt und schaut dich nur hie und da so übereck an. Mir kommt das verdächtig vor, ich schleich' hin — richtig hat er keinen Murillo auf der Staffelei, sondern ein Porträt von dir. Erst nur so aus dem Groben, aber schon zu kennen.“

Eva lachte. „Schad',“ sagte sie, „das hätt' ich gern g'sehen. Aber du hast recht, wir gehen nicht mehr hin. Ich kann doch nicht zugeben, daß mir ein wildfremder Mensch mein Gesicht stiehlt, weiß Gott zu welchem Zweck.“

Diese Antwort entzückte Hohenberger so sehr, daß er seinem lieben, guten, klugen Frauerl am liebsten vor allen Kellnerinnen um den Hals gefallen wäre. Auf dem Heimwege sahen sie bei einem Juwelier eine Nachbildung der Bavaria in Silber. Die schön gearbeitete Statuette gefiel Eva, und ihr galanter Gatte kaufte das Ding sofort, obwohl der Kaufmann seinen Vorteil wahrnahm und einen unverschämten Preis forderte.

Die gute Laune Hohenbergers erfuhr zwar nachmittags eine ziemliche Trübung, als er zufällig aus dem Fenster sah und auf der anderen Seite der Straße den Engländer aus der Pinakothek bemerkte, der unbeweglich dastand und nach den Fenstern der Pension hinaufstarrte. Aber das störte Rudi nur vorübergehend. Mochte der Kerl schmachten! Eva machte sich ja doch nichts aus ihm.

Desto wütender war er, als er am Morgen über den Korridor ging und dem Engländer schon wieder begegnete, der hier ganz ungeniert herumging, als wäre er zu Hause.

„Zu wem wünschen Sie?“ fuhr er ihn ziemlich barsch an.

Der Sohn Albions maß ihn von oben bis unten mit einem unverschämten Blicke. „Zu niemand,“ schnarrte er dann. „Ich wohne hier.“

„Seit gestern?“ fragte Hohenberger giftig.

„No — seit heute morgen.“

Hohenberger wandte sich auf dem Absatz um und ging in sein Zimmer, um den Fall zu erwägen.

Der Engländer hatte bisher bei Eva kein Glück gehabt. Nicht einmal bemerkt hatte sie ihn. Aber wer stand dafür, daß das so blieb? Der Kerl hatte jedenfalls die zähe Energie, das rücksichtslose Vorgehen, das den Frauen imponiert. Wie sehr es ihnen imponiert, wußte Rudi aus seiner eigenen Praxis, in der er einst mit dem nämlichen Mittel die allerwunderbarsten Erfolge erzielt hatte. Aber der Herr Engländer sollte sich geirrt haben!

Beim Frühstück sagte Hohenberger plötzlich zu Eva, die ihm schön wie ein Frühlingsmorgen gegenübersaß: „Ich habe dem Diener schon gesagt, er soll packen. Wir reisen morgen nach Venedig. München ist mir doch schon ein bissel über.“

Eva lächelte kaum merklich, als sie antwortete: „Mir ist's recht.“

22.

Das Leben in Venedig war, bis auf die äußeren Umstände, die Kulissen, das nämliche wie in München. Das Ehepaar lebte sehr zurückgezogen in einem zum Fremdenlogis umgestalteten alten Palazzo. Der reiche Strom von Fremden aus aller Herren Ländern, der sich im Herbste durch Venedig wälzt, zeigte der jungen Frau wenigstens bunte Bilder des Lebens, in das sich zu stürzen ihr versagt blieb. Und sie nahm diese Bilder mit offenen Sinnen in sich auf. Dabei ging's jeden Tag in eine andere Kirche, in deren Kunstschätze Eva sich vertiefte, während ihr Mann heimlich seufzend seines gemütlichen Taubenschlages im fernen Wien an der Ringstraße gedachte, wo es jetzt um so vieles behaglicher sein mochte als hier in der feuchten Venetianer Wasserluft. In seinen häufigen Briefen an die Schwiegermutter sprach er diese Sehnsucht wehmütig aus, unterließ es aber nie, gleich hinzuzufügen, wie sehr er den Bildungsdrang seiner geliebten, angebeteten Eva bewundere, der zuliebe er gerne bis gegen Weihnachten hier aushalte. Weihnachten würden sie dann alle zusammen in Wien feiern.

Frau Rauscher versäumte nicht, nach Empfang eines solchen Briefes Eva eine gerührte Epistel zu schreiben, in der sie Gott dankte, daß diese Ehe, in die sie ihr Kind doch nur mit heimlichem Herzklopfen habe treten lassen, so über alle Maßen glücklich und harmonisch ausgefallen sei. Wer hätte es von dem wilden Junggesellen Hohenberger erwartet, daß er ein so vortrefflicher, so zartsinniger Ehemann werden würde! Eva solle sich nur ja alle Mühe geben, die rührende Liebe und Güte, die ihr



Die Hängebrücke über den East River zwischen New York und Brooklyn. (S. 278)

Gemahl ihr entgegenbringe, durch Gehorsam und Zärtlichkeit zu vergelten.

Wenn die junge Frau einen solchen Brief erhielt, las sie ihn sehr aufmerksam, lächelte dann und riß das Blatt in kleine Stücke, die sie aus dem Fenster in die dunkle Flut des Kanals flattern ließ, auf der hier selten eine Gondel vorüberfuhr.

Besser verstand sie sich mit ihrer Schwester, mit der sie während der ganzen Reise einen ziemlich lebhaften Briefwechsel unterhielt. Die etwas altjüngferliche Schärfe ihrer letzten Mädchenjahre hatte Fanny in der warmen, sonnigen, glücklichen Ehe mit ihrem Franz gänzlich verloren. Sie war in den Strahlen dieses Glückes wieder so jung geworden, wie sie ja an Jahren in Wirklichkeit war. Dazu kam, daß sie nicht mehr in engster Nähe neben Eva lebte, von der Schönen und Begabten also nicht mehr bei jeder Gelegenheit in den Schatten gestellt wurde. Als ihr nun gar ihr Söhnchen geboren war, hatte sich der Kreis ihres Glückes geschlossen, und sie begann mit der ehedem so oft und so bitter beneideten Schwester im stillen Mitleid zu haben.

Denn daß Frau Hohenberger nicht allzu glücklich sein konnte, wußte doch jeder, der Herrn Hohenberger ansah. Daß Eva aber sogar tief unglücklich war, las Fanny von Anfang an in den für jedes andere Auge undurchdringlichen Zügen ihres schönen Gesichts und in dem sehnsüchtigen Glanze, dem suchenden Blick ihrer Augen. Eva wieder fühlte ganz deutlich, daß Fanny allein von allen ihren Angehörigen ihr Los — mit dem Herzen wenigstens — begriff und sie beklagte. So waren sich die Schwestern innerlich immer näher gekommen, aber die Nachwirkung des Gewesenen und Geschehenen versiegelte ihre Lippen, bis an jenem ersten Juli, am Lager des jungen Christian, der trennende Bann völlig gesprengt wurde und die Schwestern sich gegeneinander aussprachen. Seit jenem Tage liebten sich Fanny und Eva. Eva liebte in Fanny die teilnehmende, verständnisinnige Vertraute, die einzige Seele, der sie sich eröffnet hatte und auch noch weiter eröffnen durfte, Fannys Liebe zu Eva war aus Bewunderung und Mitleid entsprungen. Noch ein Gefühl mischte sich in diese Liebe und verlieh ihr zärtliche Kraft.

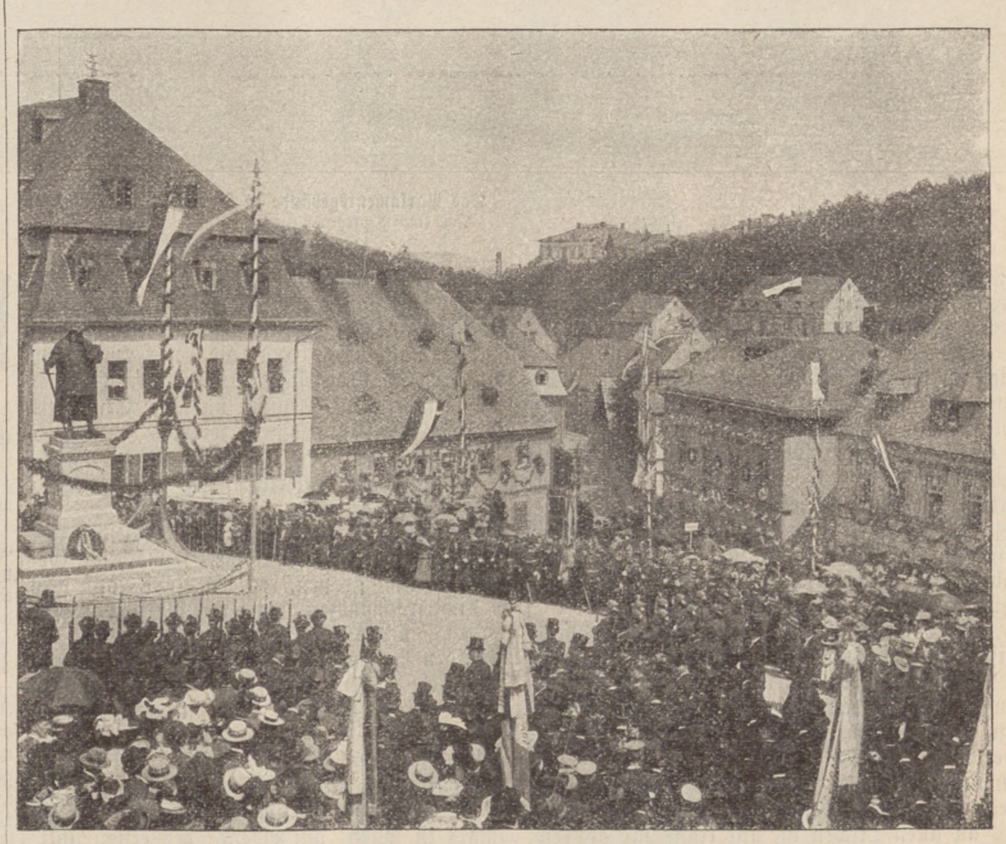
Fanny hatte es Eva am wenigsten verzeihen können, daß sie mit ihrem Franz ein kokettes Spiel getrieben hatte. Nun hatte ihr Eva gestanden, daß sich hinter jener Maske einer grausamen Koketterie wirkliche Liebe verborgen hatte. Und für diese Liebe zu dem teuren Manne war Fanny der Schwester wunderlicherweise dankbar. Auch auf das, was später geschehen war, warf diese Liebe ein verklärendes Licht. Eva hatte ja nicht bloß Franz weh gethan, als sie sich von ihm losriß, sondern auch sich selbst. Wenn sie die eigenen Schmerzen nicht scheute, war es wohl ihr Schicksal oder ihr Dämon, der sie leitete, so daß sie thun mußte, was sie gethan.

Aus Evas Bedürfnis nach Mitteilung und Fannys ihr entgegenkommender Lust zu hören entstand dieser häufige Austausch von Briefen. Die junge Mutter, die ihr Kind an das Haus fesselte, die Gattin des kleinen Beamten, die an den Luxus des Reisens gar nicht denken durfte, sah im Geiste mit der Schwester alles das Erhabene und Schöne, was diese beschauen und bewundern durfte. So lieb ihr diese Schilderungen waren, so war Fanny doch nicht recht zufrieden damit, daß sie einen gar zu breiten Raum in den Briefen der Schwester einnahmen. Sie füllten sie ja ganz und gar aus. Von sich selbst sprach Eva fast gar nicht mehr.

In dem vierten oder fünften Briefe, den sie nach Venedig richtete, berührte Fanny ihrerseits diesen Punkt und fragte in vorsichtigen Ausdrücken, die für Hohenbergers Augen, wenn sie etwa in den Brief gucken sollten, berechnet waren, wie sich Eva mit ihrem Schicksal abgefunden habe. — Evas Antwort, die so rasch eintraf, daß sie mit der nächsten Post nach dem Eingange des fragenden Briefes abgesandt sein mußte, erzählte wieder nur von den Bildern des Dogenpalastes und der Akademie, von dem seltsamen Wesen der altersgrauen Stadt, durch deren Straßen man im Kahne statt im Fiaker fährt, von dem bunten Treiben des Markusplatzes und der Merceria, aber von dem, was Fanny diesmal am sehnlichsten zu wissen wünschte, kein Wort. Die Verwunderte dachte schon, ihr Brief habe sich entweder verspätet oder er sei gar verloren gegangen, als ihr auf einmal der Gedanke kam, den vorhin achtlos weggeworfenen Briefumschlag aus dem Papierkorbe zu holen und noch einmal hineinzufühlen.

Da fand sie denn auch wirklich noch ein Blättchen, auf dem in mit Bleistift hastig hingekritzelten Zügen zu lesen war:

„Er liest meine Briefe. Darum antworte ich Dir auf diesem Zettel, den ich im letzten Augenblick ins Couvert schiebe. Zu den augenblicklichen Verhältnissen nehme ich die einzige Stellung ein, die es mir ermöglicht, auszuhalten. Und aushalten muß ich nun, Du weißt ja . . . Ich betrachte diese Ehe wie ein Pensionat, in dem ich als in der Bildung etwas zurückgebliebenes Fürstenkind mich für meine künftige hohe Stellung in der Welt vorbereiten soll. Und ich bereite mich vor. Ich lese und studiere viel, ich beschaue, was zu sehen ist, und bemühe mich, mit Verständnis sehen zu lernen. Ich trachte, auch meinen äußerlichen Schliff zu vollenden, indem ich Fremde, die ich für vornehm halte, in ihrem Betragen scharf beobachte. Leider kann ich das nur von ferne. Fräulein Rudolfine, die grämliche alte Jungfer, die meinem Pensionate vorsteht, läßt mich ja mit niemand umgehen. Sie will offenbar, was sie in ihrer eigenen Jugend in der Tugend und Züchtigkeit versäumt hat, von ihrer Schülerin nachholen lassen, in der Hoffnung, daß es ihr gehen wird wie den alten Meistern der italienischen Malerei, denen manchmal die Werke ihrer Schüler als ihre eigenen zugeschrieben werden. — So sind ja aber andere Pensionatsvorsteherinnen auch, und daher mag meine Lage der eines Pensionatsmädchens wirklich ziemlich ähnlich sein, wenn zwei Unterschiede nicht wären. Ich habe keine Kameradinnen, und ich habe die kindliche Unschuld nicht mehr, deren unbestimmtes Sehnen eher süß und lieblich zu



Enthüllung des Denkmals Friedrichs des Weisen in Buchholz i. S. (S. 278)
Nach einer Photographie von Albin Meiche, Hofphotograph in Annaberg i. S.

fühlen ist, während mein sehr bestimmtes, das seine Ziele weiß und kennt, mich manchmal geradezu martert." —

Bei der fatalen Eigenschaft Hohenbergers, sogar Evas Briefwechsel mit der eigenen Schwester zu überwachen, verbot sich die Beantwortung dieser Zeilen für Fanny von selbst. Desto schwerere Sorgen machten sie ihr. Sie las die bitteren Worte wieder und wieder und legte das Blatt endlich bekümmert hin.

„Wenn das nur ein gut's End' nimmt!" dachte sie. „Dieser Galgenhumor, hinter dem der glühende, eingesperrte Zorn lauert, wie die Lava im feuerspeienden Berg, wenn er gerade äußerlich ruhig ist. Und was für Ausdrücke das arme Ding hat! Reisen bildet — und Herzleid auch."

Sie flüchtete sich mit dem ihren, das sie um die Schwester trug, an das Bettchen ihres Sohnes, um im Anblick des schlafenden Kindes das erschütterte Gleichgewicht ihrer Seele wiederzufinden.

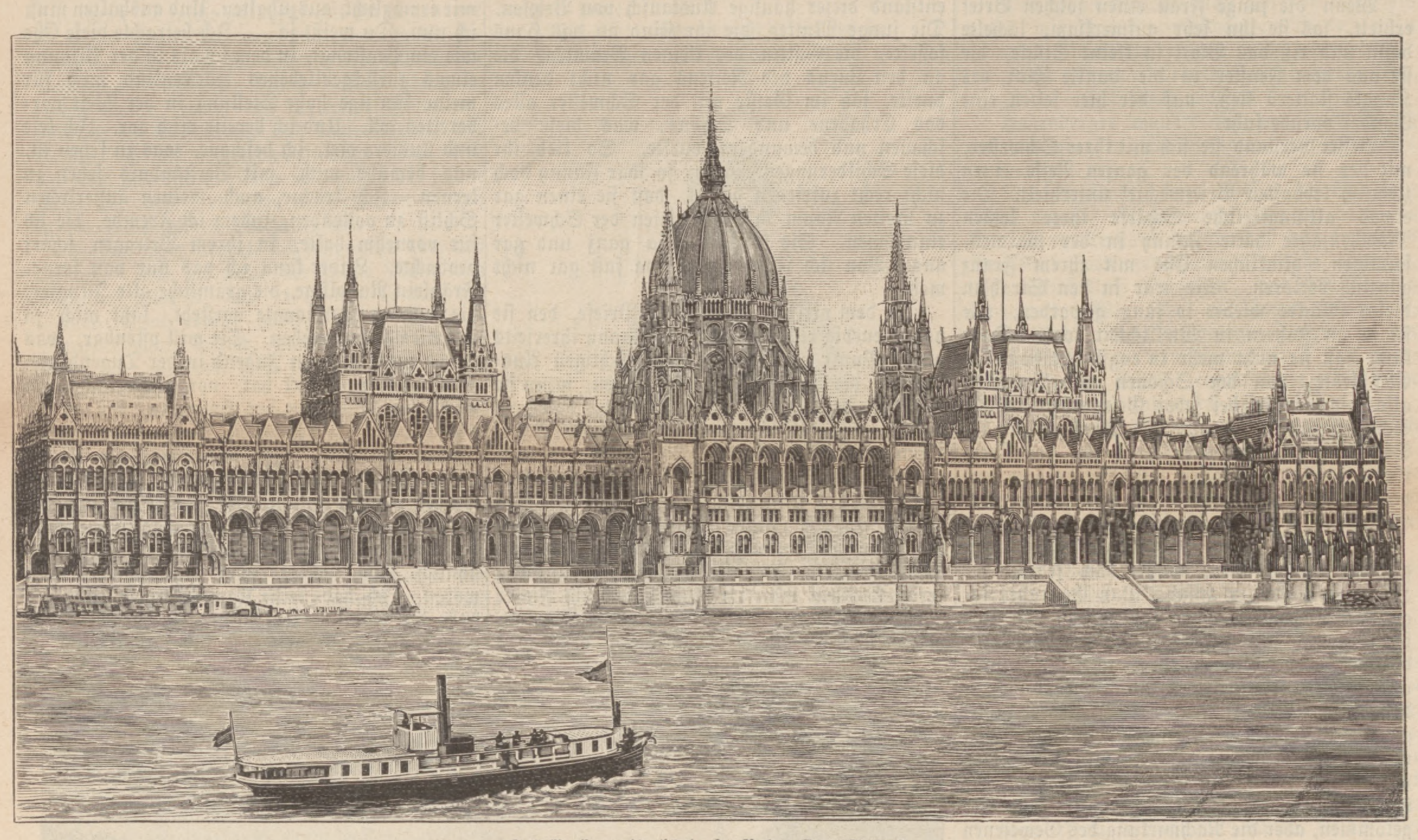
— — — — — — — — — — —

Während Eva den Brief schrieb, der Fanny so nahe ging, hatte Hohenberger auf dem Markusplatze promeniert und einen Wiener Bekannten getroffen. Herr Fellner befand sich mit seiner jungen Frau auf der Hochzeitsreise, und das Pärchen that so verliebt, daß Rudi beschloß, mit diesen Leuten, solange sie in Venedig waren, umzugehen. Eva klagte ja immer über den Mangel an Gesellschaft. Dem konnte jetzt für einige Zeit abgeholfen werden, ohne daß Gefahr dabei war. Dieser Fellner war ja durch sein Klärchen jedem anderen Erdenweibe so fern gerückt, als bilde er mit ihr das berühmte Liebespaar im Monde.

Aus dieser Erwägung heraus that er so erfreut über das Wiedersehen, als wäre der junge Ehemann sein vertrautester Freund und nicht bloß ein herzlich gleichgültiger Bekannter. Der andere, dem in seiner rosigen Flitterwochenstimmung alle Menschen Brüder geworden waren, stimmte in den herzlichen Ton ein, und so beschloß man, möglichst viel zusammen zu sein und gleich heute gemeinschaftlich zu Abend zu essen.

„Aber nicht in so einem nüchternen, internationalen Restaurant," bedang die junge Frau sich aus. „Ich möchte in ein echt italienisches Wirtshaus gehen, wo man wirkliche Italiener sieht und wirkliches italienisches Essen kriegt."

Hohenberger schnitt ein Gesicht. Die in Oel gebackenen Fische waren seine Sache nicht. Herr Fellner aber begeisterte sich sofort für die Idee seiner Frau und wußte auch eine Trattoria, in der man mindestens so gut aufgehoben



Das Parlamentsgebäude in Budapest. (S. 278)
Nach einer Photographie von J. Nyary in Budap.st.

sei, wie im ersten Hotelrestaurant, und dabei alles streng national hergehe. Ein Freund hatte ihm das Gasthaus empfohlen. Es hieß Bissaldi.

Hohenberger fügte sich schließlich und eilte, nachdem das Stelldichein fest verabredet worden war, nach Hause, um Eva die Freudenbotschaft zu überbringen, daß sie heute abend in Gesellschaft essen sollte. Für die gute Nachricht belohnte er sich selbst, indem er den eben fertig gewordenen Brief an Fanny genau durchlas. Eva segnete ihre Vorsicht, ihre Bekenntnisse auf den besonderen Zettel geschrieben zu haben, den sie beim Schließen des Briefes geschickt in den Umschlag mit hineinschob.

Die Gesellschaft, die ihr so freudig verheißen worden war, fand sie, als man abends in der behaglichen Kneipe beisammensaß, so langweilig, wie ein zärtlich verliebtes Paar für den Unbeteiligten nur sein kann. Da sie das aber nicht anders erwartet hatte, ärgerte sie sich nicht weiter darüber, sondern gab sich der Beobachtung des italienischen Publikums hin, das an allen Tischen aß und trank und äußerst lebhaft schwatzte.

Sie war in ihre Beobachtungen so versunken, daß sie es gar nicht bemerkte, wie ein sonderbar aussehender, aber gut gekleideter Herr an den Tisch trat. Erst, als der Fremde den Hut zog und in fließendem, nur etwas fremdartig klingendem Deutsch um die Erlaubnis bat, hier Platz zu nehmen, weil ringsum jeder Tisch dicht besetzt sei, blickte sie auf und zuckte in einem jähen, unerklärlichen Schrecken zusammen.

Wo hatte sie diese absonderliche Gestalt nur schon gesehen? Diese kleine, schmächtige Gestalt mit dem großen, eckigen Kopf, auf dem die dichten schwarzen Haare wie Borsten emporstanden? Diese gelben, faltigen Wangen, den mächtigen Schnurr- und Knebelbart, und vor allem diese Augen? Diese Augen, die so finster glühten und zugleich so klug und durchbohrend blickten?

Und fast zugleich mit dem Erschrecken schoß ihr's durch den Kopf, daß der Mann ja Zug für Zug dem Unheimlichen glich, von dem sie damals in Wien, am Abende des ersten Juli, geträumt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

In kurzer Entfernung von der Güterstation St. Johann bei Basel ereignete sich ein schweres **Eisenbahnunglück** durch Entgleisung eines aus zehn Wagen bestehenden Personenzuges. Die Lokomotive grub sich tief in den Bahnkörper ein, stürzte um und wurde vollständig zertrümmert, während die nachfolgenden Personen- und Güterwagen auf die andere Seite geworfen wurden. Glücklicherweise war der Zug nur schwach besetzt. Eine Reisende wurde sofort getötet, während man ihren Gatten schwer verletzt aus den Trümmern hervorzog. Ein Schaffner, der zwischen zwei Wagen eingeklemmt worden war, starb bald nachher an den Folgen der erlittenen Verwundungen. — **Prinz Tschun**, der neunzehnjährige Bruder des Kaisers von China, befindet sich mit großem Gefolge auf dem Wege nach Europa, um dem deutschen Kaiserhof einen Sühnebesuch abzustatten, wie er als Ergänzung der für den frevlen Gesandtenmord zu gewährenden Genugthuung gefordert worden war. Der Prinz wird als ein gebildeter junger Mann von guten Manieren geschildert, der auf den Grafen Waldersee und andere Europäer bei mehrfachen Zusammen-



Schwimmübungen bei den Garde-Ulanen in Berlin. (S. 278)

künften den besten Eindruck gemacht hat. Sein Aufenthalt in Berlin ist auf eine Dauer von sechs bis acht Wochen berechnet. Bei der Heimreise, auf der auch London berührt werden soll, gedenkt der Prinz längere Zeit in New York und in Washington zu verweilen. — Die weltberühmte **Hängebrücke** über den East River **zwischen New York und Brooklyn** mußte auf einige Tage für jeden Wagenverkehr gesperrt werden, da sich herausstellte, daß siebzehn der großen Stahlträger, die von dem Hauptkabel herunterhängen und die Fahrbahn tragen, ohne jedes Vorzeichen nachgegeben hatten, so daß sich der Fahrweg beträchtlich senkte. Das von uns im Bilde wiedergegebene Bauwerk ist die größte Hängebrücke der Welt und gilt mit Recht als ein Wunder der Ingenieurkunst. Die Brücke hat Raum für zwei Bahngeleise, zwei Fahrstraßen und einen in der Mitte gelegenen erhöhten Fußweg. Die Gesamtlänge einschließlich der Anfahrten beträgt 1825 Meter, die Breite 26 Meter und die Höhe über der Flut 41 Meter. Die Herstellungskosten beliefen sich auf 15 Millionen Dollars. Der Erbauer war ein deutscher Ingenieur. — Das Jubiläum ihres vierhundertjährigen Bestehens feierte die Industriestadt **Buchholz** bei Annaberg in Sachsen. Die festlichen Veranstaltungen, die sich über mehrere Tage ausdehnten, wurden eingeleitet durch die Enthüllung eines der Stadt anläßlich ihres Jubiläums von der sächsischen Staatsregierung zum Geschenk gemachten **Denkmals des Kurfürsten Friedrich des Weisen,** von dem Buchholz im Jahre 1501 gegründet worden ist. Das schöne Monument, ein Werk des Dresdener Bildhauers Schreitmüller, hat seinen Standort auf dem Marktplatz erhalten.

Das Parlamentsgebäude in Budapest.

(Mit Bild auf Seite 276.)

Das erst unlängst vollendete Parlamentsgebäude in Budapest ist wohl der prächtigste und schönstgelegene Palast, der jemals für eine Volksvertretung errichtet wurde. Es ist nach den preisgekrönten Entwürfen des Architekten Emmerich Steindl im gotischen Stile aufgeführt und dient sowohl dem Oberhause wie dem Abgeordnetenhause und den Delegationen für ihre Sitzungen. Die architektonische Hauptfassade mit einem weit vorspringenden Mittelbau ist der Stadt zugekehrt. Die auf unserem Bilde dargestellte Flußfront zieht sich in einer Länge von 260 Meter am linken Ufer der Donau zwischen der Ketten- und Margaretenbrücke dahin und gewährt vom jenseitigen Flußufer aus einen wahrhaft majestätischen Anblick. Sie wird von einem prächtigen Mittel- und zwei Eckrisaliten unterbrochen, so daß die Strebepfeiler auf den unteren Teil des Quais gestützt sind. Unter der 106 Meter hohen, die ganze Umgebung beherrschenden Kuppel liegt der große runde Festsaal, während die Lage der beiden mächtigen Sitzungsräume durch die rechts und links von der Kuppel aufragenden Dächer bezeichnet wird.

Schwimmübungen bei den Garde-Ulanen in Berlin.

(Mit Bild auf Seite 277.)

Um die Kavalleriepferde an das Durchschwimmen größerer Wasserläufe zu gewöhnen, müssen häufig Uebungen von der Art der auf unserem Bilde dargestellten abgehalten werden. Es wird zu diesem Zweck ein Seil von einem Ufer zum anderen gespannt, um einen kleinen mit Mannschaften besetzten Kahn bequem hinüber- und herüberziehen zu können. Die in dem leichten Nachen befindlichen Soldaten bringen einige von den Pferden an langen Leinen durch das Wasser, während ihre Kameraden bemüht sind, die übrigen Gäule ohne jenes Hilfsmittel zur Nachfolge zu veranlassen. Das ist im Anfang keineswegs leicht, denn manche Tiere scheuen hartnäckig vor dem nassen Element zurück, kehren immer wieder um und werfen wohl gar ihre Führer zu Boden. Aber mit Geduld und Energie gelingt es doch bald, ihren Widerwillen zu besiegen, und es ist interessant zu sehen, wie schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit die Pferde ohne sonderliche Nachhilfe ins Wasser gehen und dicht hintereinander den Fluß durchschwimmen.

Im Lande der Freiheit.

Eine Reiseerinnerung von **Gerh. ten Boer.**

(Nachdruck verboten.)

Ich war in Marquette auf den Dampfer gegangen, um einen Ausflug auf dem Oberen See zu machen. Ich hatte mehrere Monate sehr fleißig gearbeitet und wollte jetzt wenigstens bei Beginn des Herbstes, der sich unvergleichlich schön gerade auf dem Oberen See zeigt, auch die Gegend etwas kennen lernen. Monatelang hatte ich hinter dem Schraubstock in der Maschinenfabrik gestanden, und die ungewohnte Arbeit hatte mich so mitgenommen, daß ich jetzt einiger Erholung dringend bedurfte.

Das hatte ich mir auch nicht träumen lassen, als ich nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika herüberkam. Ich bildete mir ein, einem staatlich geprüften Ingenieur müsse die Welt offenstehen. Ich war überzeugt, daß ich im Handumdrehen eine gut bezahlte Ingenieurstellung finden würde. Aber ich gehörte schon kurze Zeit nach meiner Ankunft zu den Enttäuschten, und es ist leider Thatsache, daß von allen den Leuten, die nach Amerika gehen in der Absicht, ihr Glück zu machen, mehr als neunzig Prozent schwer enttäuscht werden. Auch in Amerika haben sich die Verhältnisse gegen früher kolossal geändert. Es ist dort ein Ueberfluß von Arbeitskräften vorhanden; Erfolg hat nur der Bauer, und auch dieser nur, wenn er eine zahlreiche Familie und durch diese tüchtige, billige Arbeitskräfte, außerdem aber ein kleines Kapital hat. Arbeitet er dann jahrelang unter Entbehrungen aller Art, dann kann er vielleicht seinen Kindern einen gewissen Wohlstand hinterlassen. Geradezu leichtfertig aber rennt ins Unglück, wer, ohne ein Handwerk erlernt zu haben oder die Knochen und Muskeln des Tagelöhners zu besitzen, mit geringen Mitteln nach Amerika hinübergeht. Er muß sich besten Falls entschließen, anfangs die geringsten und schlechtest bezahlten Dienste zu verrichten. Ein großer Teil von diesen Leuten, unter denen sich sehr viele Studierte befinden, geht elend zu Grunde; der andere schlägt sich kümmerlich und unter den größten Entbehrungen durch und ist endlich froh, wenn er sich als Kohlenzieher wieder die freie Rückfahrt auf einem Dampfer nach Europa verschaffen kann.

Ich, als deutscher Ingenieur, fand ebenfalls, daß ich gescheiter gethan hätte, daheim zu bleiben. Alles war anders, wie ich es gelernt hatte; ich mußte erst wieder von vorn anfangen, ehe ich daran denken konnte, eine Stelle zu finden.

Ich war eigentlich aus reiner Abenteuerlust nach Amerika hinübergegangen. Ich war in einer ganz behaglichen Stellung in einer der größten deutschen Maschinenfabriken, als mir von einer Tante eine kleine Erbschaft zufiel. Die Summe betrug einige tausend Mark und war zu gering, um sie zur Errichtung eines Geschäftes benutzen zu können. Ich beschloß, mir die Welt ein wenig anzusehen, und ging zunächst nach Amerika, weil ich glaubte, dort viel für mein Fach lernen zu können. Nach wochenlangem Umherziehen im Lande und nachdem meine Erbschaft auf ein Drittel des ursprünglichen Betrages zusammengeschmolzen war, kam ich endlich auch nach Marquette. Ich suchte hier den ersten Fabrikanten des Ortes auf und bot ihm meine Dienste an. Er wies mich ab. Ich fragte ihn darauf, ob er Arbeit für mich am Schraubstock habe, und erzählte ihm, daß ich vor dem Besuch der technischen Hochschule zwei Jahre praktisch als Maschinenschlosser gearbeitet hätte.

Er stellte mich sofort als Arbeiter ein, und zwar bekam ich eine Arbeit, bei welcher man außer einer gewissen Intelligenz große Gewissenhaftigkeit anwenden mußte. Es handelte sich um Schraubengewinde für Ventile, die bei einer neuen Steuerung für Dampfmaschinen verwendet wurden. Ich verdiente schönes Geld, mußte aber trotzdem ganz wie ein Arbeiter leben, wollte ich meine letzten, aus Europa mitgebrachten Gelder nicht angreifen. Das Leben ist eben in Amerika sehr teuer, und besonders erfordern die Ausgaben für Schuhwerk und Kleidung Summen, von denen man in Europa keine Ahnung hat.

Unsere Fabrik war vollauf beschäftigt, denn der Amerikaner ist klug genug, Erfindungen, welche praktisch sind, sofort einzuführen, selbst wenn das viel Geld kostet. Darin ist der Amerikaner ganz anders als der meist kleinkrämerische Deutsche. Während bei uns die großartigsten Erfindungen Jahrzehnte brauchen, um sich einzuführen, gehört dazu in Amerika nur ein Zeitraum von wenigen Monaten. —

Ich hatte mich also in Marquette auf dem Dampfer eingeschifft und wollte drei oder vier Tage auf dem See herumfahren und dann als Schlosser weiterarbeiten. Nach Europa wollte ich erst wieder im nächsten Jahre, denn ich schämte mich vor meinen Bekannten und Verwandten, schon nach einigen Monaten aus Amerika zurückzukehren.

Als ich auf den Dampfer kam, sah ich mir natürlich auch die Maschine an und entdeckte sofort, daß unsere neue Steuerung daran angebracht war. Das freute mich. Was mir jedoch nicht imponierte, war die Art und Weise, wie der Maschinist mit der Maschine umging; er verstand anscheinend die neue Steuerung gar nicht, er nützte die Vorteile derselben nicht voll aus und schien im Leben alles andere eher gewesen zu sein als ein praktischer Maschinist.

In Amerika fragt man eben bei einer Anstellung weder nach Zeugnissen noch Prüfungen. Maschinist kann werden, wer da will, und ehemalige Barbiere und Uhrmacher halten sich ebenso dazu für befähigt wie Schuhmacher und Maurer. Sie vermieten sich eben im Notfalle einfach als Maschinist und lassen es darauf ankommen, ob sie ihren Posten ausfüllen können oder nicht. Oft genug passiert durch solch einen Menschen, der keine Ahnung von der Maschine hat, die er lenken soll, ein großes Unglück.

Ich versuchte mit dem Maschinisten eine Unterhaltung anzuknüpfen, aber dem Kerl, einem Irländer, war das Tabakkauen lieber als das Sprechen. Ich gab es bald auf, mich um die Maschine und um ihren Führer zu kümmern, und sah mir die Gesellschaft auf dem Deck an. Vergnügungsreisende gab es wenig an Bord, die meisten der etwa hundertfünfzig Passagiere des Dampfers waren Geschäftsleute.

Eine Gruppe fesselte besonders meine Aufmerksamkeit. Sie bestand aus drei Männern, deren Tracht durchaus nicht amerikanisch war. Sie waren mit Handschellen gefesselt. Neben ihnen saßen Weiber und Kinder, und die Gruppe wurde von zwei Polizeibeamten bewacht. Nach der Tracht war anzunehmen, daß die drei Gefesselten Landsleute von mir seien; sie mußten aus Süddeutschland stammen. Ich war natürlich neugierig, zu erfahren, welche Verbrechen sie begangen hätten, und redete sie deutsch an. Bevor ich aber noch in ein Gespräch mit ihnen kam, wies mich einer der Polizisten in barschem Tone fort.

Ich verließ die Gruppe; als ich aber bald darauf den zweiten Polizisten an der Schankstelle des Schiffes traf, lud ich ihn zu einem Trunke ein, und da ein amerikanischer Polizist niemals eine solche Einladung auszuschlagen pflegt, überhaupt für Leute, die Getränke, Zigarren, Tabak u. s. w. spenden, sehr zugänglich ist, befreundete ich mich bald mit ihm. Ich erfuhr auch, welches schwere Verbrechen die drei biederen Schwaben droben auf Deck begangen hatten.

Sie waren von einem gewissenlosen Agenten in Deutschland zur Auswanderung nach Amerika verführt worden. Dieser Agent hatte ihnen,

wie üblich, goldene Berge versprochen und ihnen Zusagen gemacht, von denen nicht ein Zehntel gehalten wurde. Die Leute hatten englische Kontrakte unterschrieben, deren Inhalt ihnen der Agent ganz nach Belieben ausgelegt hatte. In diesen war ihnen ein für die heimatlichen Begriffe sehr hoher Tagelohn ausgesetzt, wenn sie sich zu landwirtschaftlichen Arbeiten verwenden lassen wollten. Als die Leute nach Amerika gebracht, hier von anderen Agenten in Empfang genommen und bis zu ihrer Arbeitsstätte geschafft worden waren, erfuhren sie erst, welcher Betrug gegen sie verübt worden war. Sie erhielten allerdings einen hohen Lohn, aber dieser ging fast vollständig für die Beschaffung der Lebensmittel darauf, welche der Unternehmer ihnen zu außerordentlich hohen Preisen lieferte, und die sie nur allein von ihm beziehen durften. Sie waren bereits, bevor sie die Arbeit begannen, seine Schuldner geworden, denn sie hatten, was sie gar nicht wußten, laut Kontrakt die Eisenbahnfahrt von New York bis zur Arbeitsstelle für sich und ihre Familie zu ersetzen. Der Agent in Deutschland hatte ihnen vorgeschwindelt, dieser Transport koste sie nicht einen Pfennig. Es war außerdem eine Strafe vereinbart, wenn die Leute die Arbeit vor der kontraktlich ausgemachten Zeit verlassen würden. Von den zwanzig deutschen Familien, welche dem Agenten zum Opfer gefallen waren und draußen auf den Farmen im Staate Wisconsin wie Sklaven gehalten wurden, faßten sich die drei Schwaben ein Herz und machten sich davon. Der Unternehmer ließ sie von der Polizei verfolgen, weil sie noch die Reisekosten schuldig waren und außerdem eine Konventionalstrafe von hundert Dollars für jeden Mann durch die Flucht fällig geworden war. Die Leute wurden von der Polizei ergriffen, als sie sich gerade nach Chicago begeben wollten. Sie zahlten alles Geld, das sie hatten — es war gerade der Betrag für die Fahrt —, und hofften so ihrer Verpflichtungen ledig zu werden. Es fehlten aber noch dreihundert Dollars Konventionalstrafe, und so wurden die Männer verhaftet, um an den Arbeitsort zurückgeschafft zu werden. Die Familien schlossen sich ihnen natürlich an, und nun saßen die Armen gefesselt wie schwere Verbrecher auf dem Deck des Schiffes und konnten Betrachtungen darüber anstellen, wie schön es doch in Amerika mit der „Freiheit“ bestellt sei. Angeblich lebt man ja nirgends so frei wie in Nordamerika, wenn nur nicht die Leute, welche das Geld und daher auch die Macht haben, täglich und stündlich in der Lage wären, anderen Leuten diese Freiheit zu nehmen! Wenn nur nicht die Gesetze des Staates demjenigen, der sich durch betrügerische Kontrakte weiße Sklaven verschafft hat, die Mittel an die Hand gäben, diese weißen Sklaven festzuhalten, bis sie sie genügend ausgebeutet haben!

Ich war tief empört über die Behandlung, die meinen Landsleuten zu teil wurde. Der Polizist, der ein wenig deutsch sprach, meinte auch, die Leute seien zu bedauern. Wenn sie jetzt an die Arbeitsstelle zurückkämen, würde man sie erst recht schlecht behandeln; man würde ihnen noch allerlei Aufrechnungen machen, würde ihnen den Lohn verkürzen, und um die dreihundert Dollars Konventionalstrafe an den Unternehmer abzutragen, müßten sie mit ihren Familien mindestens ein ganzes Jahr arbeiten. Wäre das Jahr dann um, so hätten sie nicht einen Pfennig Geld, wahrscheinlich auch keine Kleider mehr auf dem Leibe und würden vielleicht noch froh sein, wenn sie der Unternehmer unter Bedingungen behielte, die ihnen kaum gestatteten, das Leben weiterzufristen.

Mir thaten die armen Landsleute herzlich leid, aber ich konnte ihnen leider nicht helfen.

Wir hatten am Nachmittag das Städtchen Calumet erreicht; von da aus ging der Weg nach Duluth, und wir mußten weit in den See hinausdampfen. Bei Eintritt der Dunkelheit befanden wir uns weit entfernt vom Lande, von dem man keine Spur mehr sah. Ich saß im Rauchzimmer, wohin sich gegen Abend die meisten männlichen Reisenden zurückgezogen hatten. Plötzlich stand die Maschine still, und ich hörte ein mir nur zu wohl bekanntes Zischen. Es mußte irgend ein Dampfzuführungsrohr geplatzt sein, denn mit außerordentlicher Gewalt strömte der Dampf aus.

Wenn man selbst Fachmann ist, interessiert man sich für solche Fälle außerordentlich. Ich eilte an Deck und fand hier eine ziemliche Verwirrung. Der Maschinist war nebst den beiden Heizern aus dem Maschinenraum an Deck geflüchtet. Der Mensch war jetzt sehr geschwätzig; er erzählte mit allerlei Uebertreibungen, wie es einen Knall gegeben hätte, und wie unmittelbar darauf der Dampf herausgeströmt sei. Er habe Hals über Kopf flüchten müssen, um nicht lebendig gesotten zu werden.

Der Kapitän guckte verzweifelnd in die Maschine hinunter, aber das Ausströmen des Dampfes dauerte fort. Die Passagiere wurden ängstlich und ungeduldig. Der Kapitän befahl darauf dem Irländer, wieder in die Maschine hinunterzusteigen und dieselbe in Ordnung zu bringen. Der Irländer erwiderte, er wolle sofort hängen, wenn er so etwas thäte; er habe sich nicht engagieren lassen, um gekocht zu werden, davon stände nichts in der Abmachung. Er habe sich als Maschinist für eine anständige Maschine vermietet, aber nicht für ein nichtswürdiges Ding, bei dem die Dampfröhren platzen; der Kapitän solle nur selber hinuntersteigen. Der Kapitän schäumte vor Wut, konnte aber nichts ausrichten. Er fragte darauf die Heizer, ob sie nicht wüßten, was mit der Maschine zu machen sei. Diese zuckten die Achseln und erklärten, von der Maschine verstünden sie überhaupt nichts.

Ich hielt jetzt die Zeit für gekommen, um einzugreifen, näherte mich dem Kapitän und sagte ihm, daß ich Ingenieur sei und einmal nach der Maschine sehen wolle. Ich ließ mir eine nasse Segeltuchdecke reichen, um mich gegen die ausströmende Hitze zu sichern; dann stieg ich in die Maschine hinunter. In der dichten Dampfwolke sah ich allerdings nichts; aber ich tastete nach dem Stellhebel, der den Dampf absperrte, fand diesen auch, und ein kräftiger Druck genügte, um ihn herumzuwerfen und damit den Dampf abzusperren. Das beängstigende Sausen und Zischen hörte sofort auf, die dichte weiße Dampfwolke wurde durchsichtiger, und jetzt sah ich auch, was geschehen war. Das eine Ventil der Steuerung war undicht geworden, die beiden Keile, welche es festhielten, waren herausgeschleudert, und wenn man diese einfügte und mit ein paar Hammerschlägen festmachte, konnte die Fahrt wieder beginnen. An dem Manometer ersah ich, daß der Dampfdruck im Kessel noch nicht bedeutend nachgelassen hatte.

Ich war nahe daran, den Schaden sofort in Ordnung zu bringen, als mir ein guter Gedanke kam. Ich stieg wieder auf Deck, wo mich die Passagiere und der Kapitän mit Fragen bestürmten. Sie hatten wohl gesehen, daß ich das Hauptübel abgestellt hatte, und waren überzeugt, daß ich der Mann sei, der ihnen helfen könne.

„Nun, wie steht es?“ fragte der Kapitän. „Können wir weiterfahren?“

„Noch nicht,“ versetzte ich. „Es handelt sich noch um eine Reparatur, die für einen Sachverständigen nicht schwierig ist. Sie können in zehn Minuten weiterfahren, wenn Sie wollen.“

„Gut,“ erklärte der Kapitän; „ich sehe wohl, mein Herr, Sie sind ein Sachverständiger. Wollen Sie den Schaden ausbessern und den Dampfer bis Duluth führen?“

„Wenn ich gut dafür bezahlt werde, gewiß.“

„Wieviel verlangen Sie?“

„Dreihundert Dollars.“

„Sie sind des Teufels!“ schrie der Kapitän. „Glauben Sie, ich sei so dumm, mir in solcher Weise das Fell über die Ohren ziehen zu lassen?“

„Dann übernachten Sie hier mit dem Dampfer auf dem See; ich habe Zeit,“ versetzte ich gelassen. „Ich mache Sie aber darauf aufmerksam, daß, wenn die Maschine nicht in kürzester Zeit in Ordnung gebracht wird, der Dampf ganz ausgeht, und dann giebt's überhaupt keine Möglichkeit mehr, heute noch von der Stelle zu kommen.“

„Ich biete Ihnen fünfzig Dollars,“ rief der Kapitän. „Mann, nehmen Sie Vernunft an, nehmen Sie Rücksicht auf die Passagiere!“

Ich zuckte die Achseln. „Alle Achtung vor den mitreisenden Herrschaften! Aber was hat das mit meiner Forderung zu thun. Für Dampfergesellschaften arbeitet man doch nicht aus Großmut. Ich bleibe bei meiner Forderung von dreihundert Dollars, nicht einen Cent weniger.“

Da berührte jemand meinen Arm, und ich sah neben mir einen älteren Herrn, einen Passagier, der mir der Typus des echten Yankee zu sein schien; er war mir schon während des Tages auf dem Schiff aufgefallen.

„Hören Sie einmal, Fremder!“ sagte er. „Sie sind sehr scharf, ich gestehe es, aber Sie müssen nicht unvernünftig sein. Dreihundert Dollars ist zu viel; nehmen Sie die fünfzig Dollars vom Kapitän, und ich will rasch unter den Passagieren eine Sammlung veranstalten; dieselbe bringt auch mindestens fünfzig Dollars ein, denn es wird gerne jeder etwas geben, um hier von dem See fortzukommen. Ich denke, hundert Dollars sind eine schöne Bezahlung für eine Arbeit von wenigen Stunden.“

Inzwischen hatten sich sämtliche Passagiere um uns versammelt. Ich schwang mich auf die Erhöhung, auf welcher der Schornstein stand, und rief: „Meine Damen und Herren! Sie haben gehört, um was es sich hier handelt. Ich selbst will für meine Dienstleistung nicht einen Cent; es soll mir persönlich ein Vergnügen sein, den Mitreisenden eine Gefälligkeit zu erweisen. Aber ich habe dreihundert Dollars gefordert, um meine armen Landsleute dort aus der Sklaverei zu befreien.“ Dann erzählte ich in kurzen Worten, wie es den armen Deutschen ergangen sei, und schloß: „Ich bin nicht reich genug, um selbst die armen Betrogenen aus ihrer Not befreien zu können, aber ich will aus meinen geringen Mitteln zwanzig Dollars zur Verfügung stellen und mich außerdem verpflichten, das Schiff in allerkürzester Zeit bis Duluth zu bringen, wenn die anderen Anwesenden dazu beitragen, meine Landsleute auszulösen.“

Ich zog meine zwanzig Dollars heraus und übergab sie dem Yankee, der mich angesprochen hatte. Dieser trat neben mich und sprach ein paar kurze, aber kräftige Worte zu den Hörern. Er erklärte, ich handelte wie ein Gentleman, und es wäre eigentlich Pflicht eines jeden anwesenden Amerikaners, meinem Beispiele Folge zu leisten. Dann nahm er seinen Hut und ging bei den männlichen Passagieren herum, um zu sammeln.

Der Amerikaner ist nicht geizig; besonders bei Gelegenheiten, wo es gilt, sich zu zeigen, giebt er gern und reichlich; man muß es nur verstehen, ihn an der richtigen Stelle zu fassen. In wenigen Minuten waren die dreihundert Dollars zusammen. Der Sammler ging zu den beiden Polizisten und übergab ihnen das Geld. Die Beamten wollten aber von der sofortigen Loslassung der Gefangenen nichts wissen. Sie meinten, es könnten noch andere Kosten für

Transport u. s. w. entstanden sein, für die sie vielleicht aufkommen müßten.

Mein Helfer fragte den einen der beiden: „Kennen Sie mich?"

Und als dieser lächelnd bejahte und sagte: „Sehr wohl, Sie sind Mister Fraser von der Firma Fraser & Eaton in Duluth," sagte Mister Fraser:

„Nun gut, ich stehe für alles. Die Herren hier sind Zeugen."

Im nächsten Augenblick lösten die Polizisten die Handschellen der armen Schwaben, und ich stieg in die Maschine hinunter und brachte schnell den Schaden in Ordnung. Dann rief ich die Heizer herunter, und fünf Minuten später fuhr das Schiff weiter, aber mit einer ganz anderen Geschwindigkeit als vorher. Mir war es eine Kleinigkeit, die neue Steuerung und ihre Vorzüge auszunutzen, und daß ich dies mit großem Vergnügen that, wird mir jeder Sachverständige nachfühlen können. Mister Fraser rief einmal sogar durch das Sprachrohr hinunter, ob ich die Maschine auch nicht zu sehr anstrenge.

Ich zeigte ihm aber das Manometer, welches noch lange nicht den höchsten Stand erreicht hatte, und erklärte ihm, daß es der vorige Maschinist nur nicht verstanden habe, die Maschine zu behandeln. Es gelang mir, die Verspätung wieder einzuholen und rechtzeitig in Duluth einzutreffen. Als wir an der Landungsbrücke anlegten, und ich aus der Maschine emporstieg, empfingen mich die Hochrufe der Passagiere; selbst die Damen kamen an mich heran und schüttelten mir die Hände nach amerikanischer Sitte.

Ich entzog mich den Danksagungen der schwäbischen Landsleute, denen ich zum Retter und Befreier geworden war, und eilte so rasch als möglich ans Land.

Dort erwartete mich Mister Fraser und sagte zu mir: „Hören Sie einmal, Herr! Können Sie mir nicht einen Maisschäler bauen, zu dem ich Ihnen die Ideen angeben will?"

„Warum nicht?" erklärte ich. „Wenn die von Ihnen erdachte Konstruktion überhaupt ausführbar ist, mache ich das schon."

„Nun gut. Hier ist meine Karte, kommen Sie morgen zu mir."

Am nächsten Tage ging ich zu der Firma Fraser & Eaton und ließ mir den Riß der neuen Maschine vorlegen. Ich übernahm die Arbeit für billiges Geld und habe sie zur Zufriedenheit meines Auftraggebers ausgeführt. Ich blieb dann noch ein ganzes Jahr bei der Firma Fraser & Eaton. Ich habe mir dort kein Vermögen erworben, habe nicht einmal die Tochter eines der Firmeninhaber geheiratet, wie das gewöhnlich in Romanen zu gehen pflegt, sondern bin nach einem Jahr mit geringem Spargeld und dem Rest meiner Erbschaft von Duluth wieder weggegangen und nach Europa zurückgekehrt.

Meine drei schwäbischen Landsleute mit ihren Familien waren südwärts nach Nebraska gegangen. Ich habe später von ihnen Briefe erhalten, in denen sie mir mitteilten, daß es ihnen verhältnismäßig wohl gehe.

Für mich ist das kleine Erlebnis auf dem Dampfer eine wertvolle Erinnerung geblieben, und ich habe es hier veröffentlicht, um ein wenig aufklärend vielleicht bei den Leuten zu wirken, die sich heute noch von Amerika ganz falsche Begriffe machen.

Humoristisches.

Auch ein Bescheid.

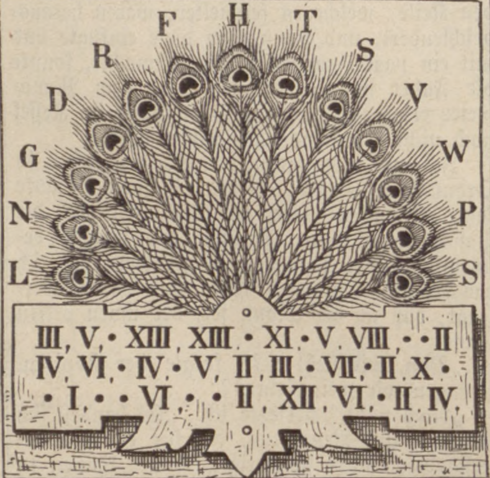
Fürst (beim Besuche eines Städtchens zum Feuerwehrkommandanten): Nun, mein Lieber, übt die Feuerwehr hier auch fleißig?

Feuerwehrkommandant: O ja, Durchlaucht, es brennt leider nur zu selten!

Eine ehrliche Haut.

Sie haben Ihr Heiratsvermittelungsbureau aufgegeben, seit Sie verheiratet sind? — Ja, ich kann jetzt das Heiraten niemand mehr empfehlen.

Zahlen-Rätsel „Die Pfauenfedern".



Die Buchstaben an den Spitzen der Federn lassen sich im Verein mit den angegebenen Zahlen, wobei die zwischen denselben ersichtlichen Punkte durch die entsprechenden Vokale zu ersetzen sind, zu einem Sprichwort zusammenfügen. Wie lautet dieses?

Auflösung folgt in Nr. 36.

Merk-Rätsel.

Schwerin, Germanicus, Lichthof, Zuhörer, Eigenwille, Vollmond, Rußland, Mitgefühl, Eulenspiegel.

Man merke sich in jedem der oben angeführten Wörter drei aufeinanderfolgende Buchstaben und verbinde dann dieselben der Reihe nach zu Wörtern.

Nach richtiger Zusammenstellung der gefundenen Buchstaben ergeben dieselben ein Sprichwort. Wie lautet dieses?

Auflösung folgt in Nr. 36.

Wechsel-Rätsel.

Mit **n** eine ferne Hafenstadt,
Mit **l** der Graf es immer hat,
Mit **r** hat's Graf und Bürgersmann,
Ja selbst beim Tier man's finden kann.
Verläßest du des Liebchens Haus,
Kommt's ohne jeden Fuß heraus.

Auflösung folgt in Nr. 36.

Auflösungen von Nr. 34:

des Bilder-Rätsels: Wunden heilen am besten, wenn man sie nicht berührt;

des Homonyms: Strauß;

des Logogriphs: Java, Lava.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.